

die
nachbar
schaft
im oder
bruch

*Dit musste
dir erarbeit'n.*

Nachbarschaft im Oderbruch

Löst sich die Erwerbsarbeit von dem Ort, an dem wir leben, dann werden Kleinstädte und Dörfer zu Wohngebieten. Meist verschwinden zudem noch die Geschäfte, Friseursalons und die Kneipen, da auch diese lokalen Einrichtungen von überregionalen Versorgungsnetzen ersetzt werden. Im Zuge eines solchen Strukturverlustes verändert sich auch das Zusammenleben.

Wo einst die gewachsene Gemeinschaft mit all ihren Konflikten und Herausforderungen das Miteinander der Menschen formte, ist es nun die Nachbarschaft von Leuten, die mehr oder weniger zufällig am selben Ort wohnen. Damit ist allerdings noch nicht gesagt, ob dieses Zusammenleben von gegenseitiger Offenheit und Interesse geprägt ist oder in Misstrauen, gegenseitiger Kontrolle und Sprachlosigkeit mündet.

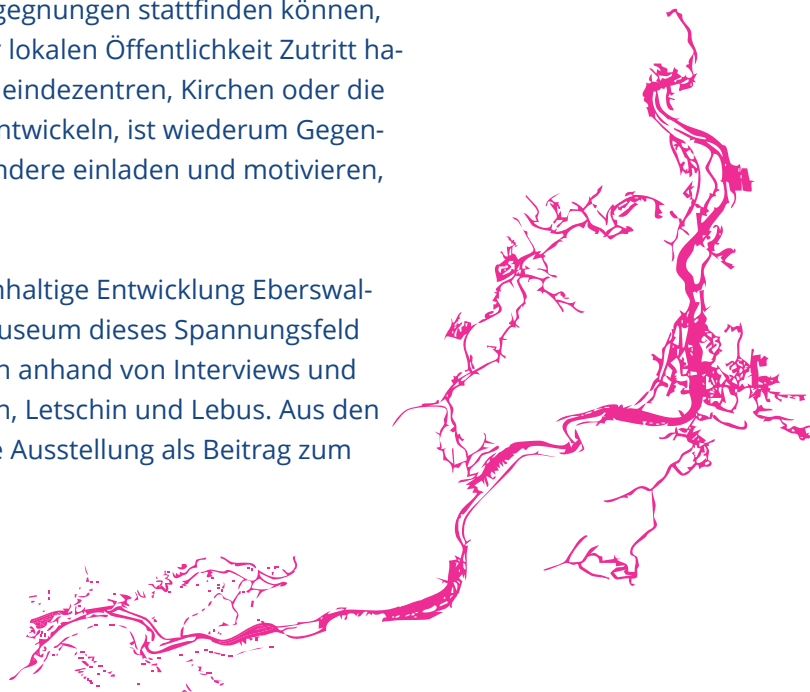
Im Oderbruch, so zeigen unsere Befragungen zum Jahresthema NACHBARSCHAFT, dominiert erkennbar die erste Spielart: In den meisten Orten sind die Menschen hier gut in der Lage, ihr Zusammenleben selbst zu organisieren und dann auch gelingen zu lassen. Die Ordnungsämter werden nur selten (und meist von denselben Bewohnern) in Anspruch genommen, Wohlwollen und Gelassenheit bestimmen bei aller Zurückhaltung – die von Außenstehenden gern als Einsilbigkeit und sogar als Unfreundlichkeit interpretiert wird – das Bild. Tatsächlich hat das verhaltene Auftreten der Oderbrücker seinen Grund in einem Schutzbedürfnis: Die Qualität des Zusammenlebens lässt sich nur im Informellen, durch Vorsicht und schrittweise gewährtes Vertrauen sichern. Von zwei Faktoren scheint es abzuhängen, ob die gegenwärtigen Nachbarschaften einzelne Elemente des alten Dorf- und Kleinstadtlebens bewahren und weiterentwickeln können, und dies auch tun.

Erstens: Es werden dafür Menschen benötigt, die sich engagieren und gezielt in Formen der Begegnung, des Austauschs und der gegenseitigen Hilfe investieren. Dafür sind oftmals spielerische Anreize nötig, die die Nachbarn zum Mitwirken anregen und sie in Interaktion bringen: Feste, Umzüge, Sport und Musik. Selbst die freiwilligen Feuerwehren lassen sich nicht auf die örtliche Gefahrenabwehr reduzieren, sondern sollten als ernsthafte gesellschaftliche Spielform interpretiert werden.

Zweitens braucht es aber auch Orte, an denen die Begegnungen stattfinden können, und zu denen alle Bewohner möglichst im Sinne einer lokalen Öffentlichkeit Zutritt haben. Dies können öffentliche Bänke, Sportplätze, Gemeindezentren, Kirchen oder die letzten Läden sein. Diese Orte zu bewahren oder zu entwickeln, ist wiederum Gegenstand des persönlichen Engagements einzelner, die andere einladen und motivieren, an ihrer Gestaltung mitzuwirken.

In einer Sommerschule mit den Hochschulen für Nachhaltige Entwicklung Eberswalde und Neubrandenburg erkundete das Oderbruchmuseum dieses Spannungsfeld zwischen den Menschen und ihren Orten in fünf Orten anhand von Interviews und Beobachtungen: in Hohensaaten, Wriezen, Neutrebbin, Letschin und Lebus. Aus den Ergebnissen entstanden diese kleine Zeitung und eine Ausstellung als Beitrag zum Jahresthema NACHBARSCHAFT.

Kenneth Anders



Zu Gast beim Heimatverein

Ein Gespräch mit dem Heimatverein Hohensaaten. Geschrieben von Yozo Koch.

Zum Termin begrüßen uns der Vereinsvorsitzende Arno Heinrich und Christel Kollath aus dem Vorstand (beide gebürtige Hohensaatener) sowie Karl und Gisela Oertel, welche vor 23 Jahren zugezogen und von Beginn an als Gründungsmitglieder des Vereins tätig sind. Rosa Zimmermann, ebenfalls Ureinwohnerin, stößt wenige Minuten später dazu.

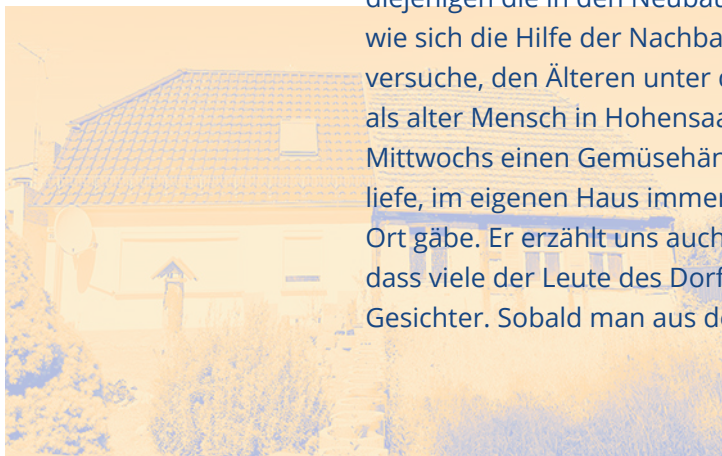
Alle fünf sehen die Situation ähnlich: Es sei nicht mehr viel los im Dorf. Öffentliche Gemeinschaftsplätze sind lange Geschichte. Ohne Auto sei es in Hohensaaten schwierig, gerade für die alte Generation. Daher seien sie alle auf die Nachbarschaft angewiesen. Diese funktioniere gut, Hilfe z.B. bei Einkäufen oder Fahrge-meinschaften könne jederzeit erwartet werden und werde auch angeboten. Christel Kollath meint dazu: „Wir haben uns früher geholfen, wir helfen uns heute. Die Nachbarschaft war schon immer gut hier.“ Lediglich ein paar wenige Zugezogene würden sich hinter Hecken und Zäune zurückziehen und junge Familien mit Kindern blieben oft unter sich. Auf Dorffesten und in Vereinen kämen jedoch die Menschen zusammen - wenn es auch oft die gleichen Gesichter seien - deshalb hätten insbesondere die Vereine und Veranstaltungen an Bedeutung gewonnen. Die Heimatvereine der einzelnen Ortschaften seien ebenso miteinander vernetzt. Auch die Beziehung zur Nachbarschaft im weiteren Sinne werde gepflegt, indem z.B. die umliegenden Ortsteile und Kommunen wie Lunow zu Dorffesten besucht werden würden. Des Weiteren werde auch ab und an ins Nachbarland Polen gefahren. Mit strahlenden Augen erzählen Rosa Zimmermann und Christel Kollath: „In unserer Jugend war viel mehr los“. Sie seien regelmäßig im Peppermint zusammen Tanzen gewesen oder hätten sich im Café oder einer der Gaststätten getroffen. Es hätte sogar ein Freibad und auch viel mehr Feste gegeben. Für die Zukunft bestehe bei Arno Heinrich, Cristel Kollath und Rosa Zimmermann der Wunsch nach mehr Leben und einem neuen Gemeinschaftsort für mehr Austausch und Begegnungen im Dorf. Frau Oertel hingegen empfinde die Nachbarschaft gut so, wie sie jetzt ist.



Schattensuche mit Herr Rau

Ein Gespräch mit Herr Rau. Geschrieben von Skadi Lange.

Auf der Höhe der Kirche treffen wir auf einen Mann im Schatten von Bäumen. Etwas zurückhaltend willigt Herr Rau ein, sich mit uns zu unterhalten. Die Nachbarn kenne man, man grüße sich auf der Straße, helfe sich, wenn etwas anfällt. Bloß die Zugezogenen, die scheinen nicht so ganz ein Teil des Dorfes zu sein, vor allem diejenigen die in den Neubauten Richtung Altes Zollamt leben. Auf die Frage hin, wie sich die Hilfe der Nachbarn in dem Dorf zeige, sagt er uns, dass man vor allem versuche, den Älteren unter die Arme zu greifen und für sie einzukaufen. Dass man als alter Mensch in Hohensaaten ohne Auto aufgeschmissen sei, dass man bloß Mittwochs einen Gemüsehändler und einen Bäcker im Dorf hätte, dass man Gefahr lief, im eigenen Haus immer mehr zu vereinsamen, wenn es keine Treffpunkte im Ort gäbe. Er erzählt uns auch von dem kommenden Sommerfest am Samstag, und dass viele der Leute des Dorfes dort mithelfen. Man sähe dabei häufig die selben Gesichter. Sobald man aus dem Dorf wegzöge, bliebe man weg.



Zufallsbegegnungen

Ein Gespräch mit einer Bewohnerin aus Hohensaaten. Geschrieben von Skadi Lange.

Über die Brücke bei der Alten Oder direkt im Dorf: Wir parken in der Nähe des Heimatsvereins an der Hohensaatener Dorfstraße. Auf der anderen Straßenseite entdecken wir eine ältere Frau, die mit ihrem Rad zu Fuß unterwegs ist. Wir fragen sie, ob sie kurz für uns Zeit hätte. Sie verneint, da sie gerade Stachelbeeren von Verwandten abgeholt habe und diese verarbeiten müsse. Kurz bleibt sie dann doch, spricht davon, sich wohl in ihrer Nachbarschaft zu fühlen und dass man sich untereinander kenne und unterstütze. Die Straße hinunterlaufend, sprechen wir einen Herrn über sein hochgezäuntes Hoftor an, hinter dem sein kleiner Hund bellt. Sobald er das Wort Nachbarschaft hört, winkt er ab und sagt beim Umdrehen „Nachbarschaft, ne, nein danke“.



Wenn Kirchenbänke erzählen könnten

Ein Gespräch mit Frau Mattes. Geschrieben von Ronja Lehmkuhl.

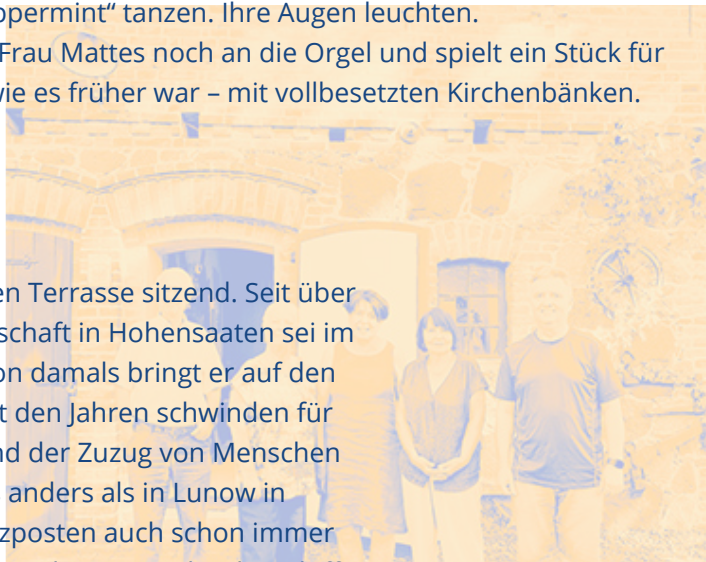
Uns begrüßt eine ältere Dame mit wachem Blick, den Schlüssel zur Kirche schwenkend in der Hand. Sie trägt eine feine Kette mit bunten Perlen und erzählt uns zuallererst, dass Sie eigentlich nie wirklich weg gewesen sei. Frau Mattes hat schon in achtzig Gemeinden die Orgel gespielt und früher vielseitigen Musikunterricht gegeben. Mittlerweile werden die Gottesdienste wechselnd in den unterschiedlichen Gemeinden der Region abgehalten. Die Nachbarschaft in Hohensaaten hat sich verändert, meint sie. Jene, die sterben, hinterlassen eine Lücke; die, die wegziehen kommen nie wieder und die, die zuziehen, bringen sich nur selten ein, noch weniger in der Kirche. Aber da gäbe es diese eine Familie aus Hohenwutzen, die musizieren auch gerne und kommen manchmal vorbei. Früher hingegen, erzählt uns die 80-Jährige, blieben die Menschen den ganzen Tag im Ort, weil es ja keine Autos gab. Man konnte dafür ins Kino gehen, in die Gastwirtschaft an der Hauptstraße oder im „Peppermint“ tanzen. Ihre Augen leuchten. Zum Abschluss setzt sich Frau Mattes noch an die Orgel und spielt ein Stück für uns. Man kann erahnen wie es früher war – mit vollbesetzten Kirchenbänken.

Neue Kommunikationsform

Ein Gespräch mit Herr Körber. Geschrieben von Pia Ludwig.

Herr Körber erwartet uns schon, auf seiner überdachten Terrasse sitzend. Seit über siebenzig Jahren sei er nun in Hohensaaten. Die Nachbarschaft in Hohensaaten sei im Umbruch, sagt er. Die enge und verwobene Struktur von damals bringt er auf den Punkt: „Alle waren Nachbarn, alle waren verwandt“. Mit den Jahren schwinden für ihn nun viele vertraute Gesichter- „sind nicht mehr“, und der Zuzug von Menschen aus Städten wie Berlin nehme zu. Er räumt ein, dass es anders als in Lunow in Hohensaaten durch die Schifffahrt und durch die Grenzposten auch schon immer mehr Zuzug von außerhalb gab. Gerne erinnert er sich an die Zeit, in der die Schifffahrt noch auf Touren war. Heute sei das Dorf eingeschlafen, früher gab es mehr Geschäfte, weil die Schiffer ja auch versorgt werden mussten.

Früher gab es auch einen Nachbarn, der ihm über den Zaun beim Bau seines Hauses beraten habe. Das habe er als große Unterstützung empfunden, denn man könne immer etwas dazu lernen. Das Prinzip der Hilfsbereitschaft ist auch ihm tief eingeschrieben. In der Nachbarschaft bietet er seine Hilfe beim Rasenmähen an



und lädt die alte Nachbarin ein, wenn die Pflegekraft nicht da ist und die berufstätige Tochter sich nicht kümmern kann.

Angesprochen auf die Orte des Zusammenkommens in Hohensaaten, erinnert er sich an seine Jugendzeit. Da gab es neben den Geschäften eine Eisdiele, mehrere Gaststätten und einen Jugendclub. In der HO-Gaststätte zur Schleuse, später Peppermint genannt, durften der Jugendclub und alle anderen die Räume umsonst für ihre Veranstaltungen nutzen. Das Geld für die Betreibenden kam über den Getränkeumsatz rein. Die letzte der illustren Neptun-Feiern im alten, heute nicht mehr existenten Freibad, die von der Feuerwehr ausgerichtet wurden, fand 1996 statt. Herr Körber scheint sich gerne an diese Begegnungsorte zu erinnern. Heutzutage muss er nicht mehr auf allen Festen tanzen, doch misst er ihnen eine hohe Bedeutung zu, da sie in den vorherrschenden Strukturen der Gemeinschaft Räume der Begegnung und des Austauschs sind.

Dieses Jahr findet das Sommerfest unter den Fittichen des für den Ort unterdurchschnittlichen jungen 40-jährigen Ortsvorstehers André Scheller statt. Alle Vereine habe er dabei mit ins Boot genommen, das sei sehr wichtig. Herr Scheller erreiche die Hohensaatener nicht nur mit seiner Hilfsbereitschaft, sondern auch mit neuen Kommunikationsmitteln. Herr Körber zeigt auf sein Smartphone und berichtet, der Ortsvorsteher habe es so unter anderem geschafft, Menschen zu mobilisieren und den verwilderten Sportplatz von Baumaufwuchs zu befreien. Darüber hinaus kämen über die neue Einladungskommunikation mehr Menschen zu den Sprechstunden. Da man mit mehr Augen bekanntlich zuweilen besser sieht, hat diese Entwicklung das Potenzial, dem Ortsvorsteher einen umfassenderen Einblick und wertvolle Hinweise für Probleme des Ortes zu bieten.

Die Sportplatzaktion gibt nicht nur ein schönes Bild ab. Dass ein öffentlicher Ort durch vereinte gemeinschaftliche Kraft wieder als Begegnungsort zurückerobert wurde, stärkt den Zusammenhalt und hat das Zeug für eine positive Strahlkraft in die Zukunft – für die Zurückeroberung und Neugestaltung von Begegnungsräumen. Herr Körber ist zuversichtlich. Wir sind auf einem guten Weg, konstatiert er, und fügt den Wunsch hinzu, der müsse sich nur noch stabilisieren.



Frischer Wind

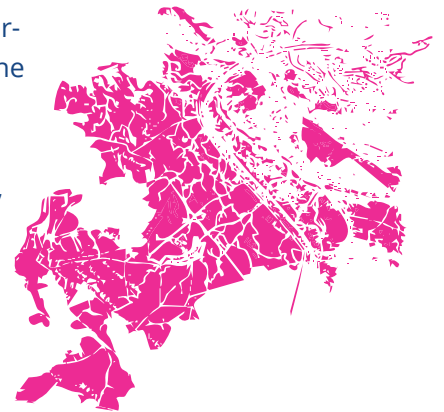
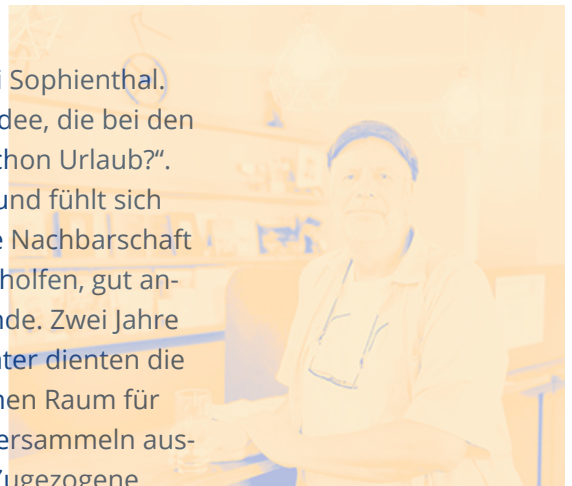
Ein Gespräch mit Jennifer Owat. Geschrieben von Skadi Lange.

Auf dem Weg zurück zu unserem Bus, bevor wir uns im Heimatverein mit den Vorsitzenden und weitere Mitglieder treffen wollen, begegnet uns die junge Mutter Jennifer Owat mit ihren zwei Kindern. Zunächst ist nicht klar, ob sie die Zeit hat, da sie auf dem Sprung ist. Schließlich unterhält sie sich angeregt mit uns darüber, wie begeistert sie sei seit ihrem kurzzeitigem Zuzug aus der ländlichen Region Oderbruchs, in die Gemeinschaft Hohensaatens gekommen zu sein, dass ihre Zwillingsschwester hier wohne, einige Freunde und viele Bekannte in dem Dorf seien und sie sich gut angenommen von der Dorfgemeinde fühle. Sie habe sich auch kürzlich in den Schützenverein eingeschrieben und freue sich schon auf das Dorffest samstags. Sie fände es auch besonders, dass sie um ihre Kinder sich keine Sorgen machen müsse, dass sie an der Hauptstraße gefahrlos laufen können. Sie sagte, dass es sich hier anfühlen würde, als würde man Nachbarschaft noch wirklich leben. Auf unsere Einladung hin, am Samstag in das Oderbruch Museum in Altranft zu kommen, sagte sie ab, doch sie sei gerne dabei gewesen, wenn das Sommerfest samstags nicht statt fände. Auf ihrer Arbeit bei der Diakonie würde sie davon berichten.

Von der Schule zum Coworking-Space

Ein Gespräch mit Torsten Kohn. Geschrieben von Anne Wolff.

Vor 15 Jahren verließ Torsten Kohn Berlin und zog nach Rehfeld bei Sophienthal. In den Jahren davor betrieb er ein Ferienhaus im Oderbruch- eine Idee, die bei den Einheimischen eher auf skeptische Ohren stieß- „Wer macht hier schon Urlaub?“. Er schloss dennoch die Landschaft und die Menschen in sein Herz und fühlt sich hier angekommen. Kohn merkte schnell: Für das Ankommen ist die Nachbarschaft entscheidend. Sie hat es ihm sehr leicht gemacht und ihm dabei geholfen, gut anzukommen. Aus der Erfahrung wuchs die Idee der Neusiedler-Abende. Zwei Jahre lang traf man sich auf dem Hof des jungen Coworking-Projekts, später dienten die Höfe der „Neusiedler“ als Treffpunkt. Die Abende bieten Zugezogenen Raum für Austausch und lassen rasch Kontakte entstehen. Manche Treffen versammeln ausschließlich Neue, oft mischen sich aber auch Alteingesessene und Zugezogene. 2018 realisierte Kohn einen der ersten ländlichen Coworking-Spaces in Ostbrandenburg in der Alten Schule in Letschin. In dem von ihm koordinierten Haus finden auch Yoga-Kurse, eine Tanzgruppe und ein Proberaum für den lokalen Chor Platz. Zusammen mit anderen Dienstleistungen und Angeboten wie einem Kopierservice, der Möglichkeit, die Räume für Feiern zu nutzen, und einem Maker-Space bietet es allen Bevölkerungsschichten einen Anlaufpunkt und bringt Menschen aus den verschiedenen Ortsteilen zusammen. Anders als in Berlin spricht man sich auch gerne im Supermarkt an. Eine gute Nachbarschaft ist hier essentiell, um die Dinge des täglichen Lebens zu bewerkstelligen und sich gegenseitig zu unterstützen. Trotz mancher Vorbehalte zeigt das Beispiel: Gelingende Nachbarschaft entsteht, wenn Menschen selbst Initiative ergreifen, Räume öffnen und gemeinsam Neues wagen. Offenheit, regelmäßige Begegnungen und die Bereitschaft, traditionelle Strukturen zu hinterfragen, schaffen den Nährboden dafür.



Ein kleines Europa im Oderbruch

Ein Gespräch mit Edgar Petrick. Geschrieben von Laura Freiwald und Jan-Niklas Kusitzky.

Letschin ist seit 2018 Kulturerbe-Ort und beteiligt sich aktiv am jährlichen Motto des „Museum Oderbruch“. Mit einem eigenen Veranstaltungsprogramm bietet der Ort fast ganzjährig Lesungen, Vorträge und Ausstellungen an. Für Edgar Petrick bedeutet Nachbarschaft mehr als nur das Miteinander im Ort. Sie umfasst auch den Austausch zwischen Regionen und Nationen – etwa mit dem Polen. Die deutsch-polnische Nachbarschaft beschreibt er als freundschaftlich. Das Oderbruch war schon immer ein Ort der Vielfalt. Die Bevölkerung wurde durch fünf große „Zuzugswellen“ geprägt: slawische Siedler, mittelalterliche Ostkolonisten (z. B. unter Albrecht dem Bären), Kolonisten unter Friedrich dem Großen, Vertriebene nach dem Zweiten Weltkrieg sowie Städter und Geflüchtete in der Gegenwart. Das Oderbruch ist so zu einem „kleinen Europa“ geworden. Doch Vielfalt allein reicht nicht – Vertrauen und Toleranz sei die Essenz guter Nachbarschaft. „Jeder bringt seine Eigenheiten mit – und das ist gut so“, sagt Petrick. Ein starkes Symbol für den Zusammenhalt ist die Geschichte der Friedrich-Statue: In DDR-Zeiten versteckten Bürger sie heimlich in einer Scheune unter Stroh, um sie vor dem Einschmelzen zu retten. Obwohl viele davon wussten, blieb es ein wohlgehetes Geheimnis. 1991 konnte sie schließlich wieder aufgestellt werden. Heute lebt die Nachbarschaft weiter – beim Schwatz über den Gartenzaun, bei Sommer- oder Hafenfesten, die auch Rückkehrer anziehen, und bei Neusiedlerabenden, die Neuankömmlinge den Einstieg erleichtern.

Im Gemüseladen

Ein Gespräch mit Kai-Peter Czernitzky. Geschrieben von Laura Freiwald.

Kai-Peter Czernitzky, in Frankfurt (Oder) geboren, kam in den 1980er Jahren ins Oderbruch. Er betreibt einen Gemüseladen mit frischem, regionalem Obst und Gemüse in Letschin. Seine Frau, die in der Region geboren wurde, erleichterte ihm den Zugang zur Nachbarschaft – sie war sein Türöffner. Damals konnte kaum jemand verstehen, warum sie sich ausgerechnet im Oderbruch ein Gehöft gekauft hatten – heute hingegen sind diese Orte sehr gefragt. Für ihn war es die richtige Entscheidung: „Ich bin glücklich und zufrieden, auch emotional bin ich an unser Haus gebunden“, sagt er rückblickend. Die nächsten Einwohner:innen leben 500 bis 600 Meter entfernt, dennoch sieht er sie ganz selbstverständlich als Nachbarn. Selten entstehen Konflikte, und wenn doch, werden sie auf freundschaftliche Weise gelöst. Durch den Verkauf von Gemüse und Obst im Laden kommt er mit den unterschiedlichsten Menschen ins Gespräch – man kennt sich. Nachbarschaft ist für ihn ein freundliches Miteinander.

Alte Wurzeln, neue Nachbarn

Ein Gespräch mit Frau Axmann. Geschrieben von Samira Irion.

Wir treffen Frau Axmann, die Vorsitzende des Heimatsvereins Letschin in der Heimatstube Haus Birkenweg. Ihre Kinder, beide im Oderbruch aufgewachsen, leben mittlerweile in der Schweiz. Erst konnte sie sich vorstellen, nachzukommen, aber mittlerweile ist sie im Oderbruch zu verwurzelt und zu vernetzt, als dass sie das aufgeben könnte. Geboren und aufgewachsen in Letschin wohnt die verwitwete Rentnerin nun allein auf einem Loose-Gehöft. „Früher war das noch anders, da hat man noch am Zaun geplauscht und sich gegenseitig viel geholfen“. Sie sagt, dass die Wende vieles veränderte, die Menschen nun höhere Zäune bauen und neidisch auf anderer Menschen Hab und Gut sind. „Das haben wir vom Westen gelernt“. Trotzdem bezeichnet sie das Oderbruch als eine „sehr tolerante“ Gegend und erzählt uns viel über die verschiedenen Zuwanderungswellen in der Vergangenheit. „Zuerst die Geflüchteten nach dem Ersten Weltkrieg, dann unter anderem Menschen aus dem Osten und die Siebenbürgen nach dem zweiten Weltkrieg. Es ging weiter Anfang der 60er Jahre mit den Industriearbeitern und in den 80ern kamen die ganzen Künstler aus den Städten. Nach der Wende siedelten hier auch viele Bauern aus dem Westen. Und Anfang der 2000er Jahre ging es dann ja los mit mehreren Flüchtlingswellen.“

Man merkt, dass sie sich sehr gut auskennt, was ihre Heimat betrifft. Sie erzählt, wie sie einer geflüchteten, syrischen Familie eine Wohnung vermietete und sich für diese einsetzte. Die einzigen Zugezogenen, mit denen sie nichts anfangen kann, sind die Berliner. „Man kann doch nicht auf Land ziehn` und dann meckern, dass der Hahn um sechs Uhr morgens kräht und es nach Jauche stinkt!“ Ihren Unmut spüren wir deutlich, als sie sich über die fordernde Art mancher zugezogener Berliner beschwert. Aber natürlich „gibt es immer solche und solche“, sagt sie auf unsere Nachfrage hin. Auch über die unzureichende Gartenpflege und hochstehende Gräser in wilden Gärten ärgert sie sich, da diese sich ja auch auf die benachbarten gepflegten Rasenflächen aussamen. Doch wie auch in ihrer Arbeit und mit ihrer langjährigen Erfahrung als Schiedsfrau weiß sie solche Konflikte im freundlichen Gespräch zu befrieden.

Fremd, vertraut, daheim

Ein Gespräch mit Frau Groß. Geschrieben von Jan-Niklas Kusitzky.

Was als Ferienhaus begann, wurde für Frau Groß und ihre Familie schließlich zum neuen Lebensmittelpunkt im Oderbruch. Die Region versprach viel Freiraum – für die Interessen der ganzen Familie: etwa für Phillips Leidenschaft, seltene und vom Aussterben bedrohte Hühnerrassen zu züchten, oder für die pferdebegeisterte Tochter. Dennoch war da ein leiser Zweifel: Wird man als Zugezogener im Oderbruch überhaupt aufgenommen? Wie offen sind die Nachbarn wirklich? Schnell zeigte sich: Die Sorge war unbegründet. Die Menschen hier mögen zuerst etwas distanziert wirken, doch ihre Hilfsbereitschaft ist direkt und unkompliziert. Wer Hilfe braucht, bekommt sie – oft, ohne groß bitten zu müssen. Wenn mal Schweres getragen werden muss, wird kurzerhand mit angepackt – ganz selbstverständlich. Und wenn gerade niemand zur Stelle ist, klingelt man beim Nachbarn. Ein ausführlicher Dank ist nicht nötig, ein versprochenes Bier reicht völlig aus. Doch verlief nicht alles reibungslos. Die Tochter fühlte sich anfangs in der örtlichen Schule nicht wohl – wie viele Kinder anderer Zugezogener. Nach drei Elterngesprächen blieb nur die Umschulung an die Waldorfschule in Frankfurt (Oder). Auch der Alltag stellte hohe Anforderungen: lange Wege zur Musikschule, zum Zahnarzt. Oft war sie der Fahrdienst. Dennoch überwiegt heute das Positive. Erstaunlich sei für sie, wie viele Menschen sie hier trotz größerer Distanzen kennt – deutlich mehr als im Berliner Mietshaus, das sie einst bewohnte. Dort wechselten die Nachbarn oft, echte Begegnungen waren selten. Im Rückblick sagt sie: „Vor zwanzig Jahren hätte ich mir nicht vorstellen können, hierherzuziehen. Heute ist es unser Zuhause.“



Zwischen Lagerfeuer und Landesgrenze

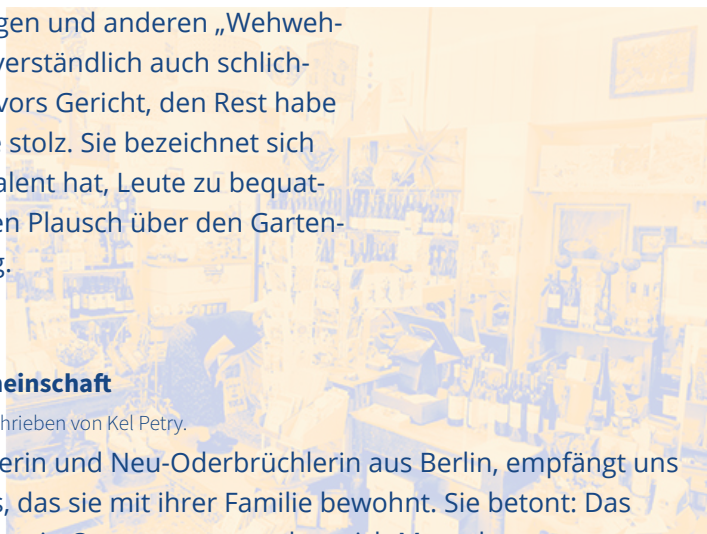
Ein Gespräch mit Bürgermeister Michael Böttcher. Geschrieben von Jan-Niklas Kusitzky.

Wir treffen den Bürgermeister, Herrn Böttcher im Co-Working-Space der alten Schule in Letschin. Er tritt nicht wie eine autoritäre Amtsperson auf, sondern eher wie die anderen Letschiner: bodenständig, freundlich, aufgeschlossen. Auf die Frage, was „Nachbarschaft“ für ihn bedeute, fragt er direkt: „Meinen Sie die unmittelbaren, kommunalen oder überregionalen Nachbarn?“ Man spürt direkt: Er ist gut vernetzt und denkt in größeren Zusammenhängen. Dennoch beginnt er ganz lokal: „Ich mache gern meine Lagerfeuer und lade auch die Nachbarn ein. Wenn man weiß, dass es länger als 22 Uhr geht, gehört sich das einfach.“ Dörfliches Leben bedeute, aufeinander zuzugehen – bei einem Bier, an Silvester, bei Festen. Gleichzeitig beobachtet auch er zunehmende Anonymität im Mehrfamilienhaus nebenan und bei Neuzugezogenen, die sich seltener in Vereinen engagieren. Die Jugendfeuerwehren seien zwar mitgliederstark, aber viele junge Menschen zögen für Ausbildung oder Studium weg und nur wenige kehren zurück. Besorgt zeigt er sich über die sinkende Zahl Freiwilliger, etwa bei Feuerwehr und Deichläufern. Die „Landschaftsmaschine Oderbruch“ funktioniere noch, weil Alt-Eingesessene sich engagieren und ihr Wissen weitergeben. Langfristig sorgt er sich jedoch um die Sicherung der Gemeinde in Notlagen wie den Oderhochwassern. Gleichzeitig merkt er an, dass die Menschen weniger Bereitschaft zeigen, Konflikte gemeinsam zu lösen, und stattdessen schneller auf ihr Recht pochen – eine Aussage, die an das Interview mit der ehemaligen Schiedsfrau aus Letschin erinnert. Zuletzt spricht er über seinen Wunsch nach besserer Verbindung zu den polnischen Nachbarn: Eine Fähre – wenn auch nur für Fußgänger und Radfahrer – würde Begegnungen fördern und neue, überregionale Fahrradstrecken ermöglichen. Der nachbarschaftliche Zusammenhalt könne so auch grenzübergreifend wachsen.

Gartenzaun statt Gerichtssaal

Ein Gespräch mit Frau Axmann. Geschrieben von Samira Irion.

„Es gab Tage, da musste ich mich schon ordentlich am Tisch festhalten, um nicht laut loszulachen“. Wenn ein Mensch im Oderbruch viel Erfahrung mit der Kehrseite von Nachbarschaft hat, dann ist das wohl Gabriele Axmann. Die Rentnerin arbeitete 25 Jahre lang für das Amtsgericht als Schiedsfrau. Hier durfte sie sich jeden Tag kleine Nachbarschaftsstreitereien über Lärm, Beleidigungen und anderen „Wehwehchen“ der Letschiner Bürger*innen anhören und selbstverständlich auch schlichten. „Nur fünf oder sechs Fälle gingen dann tatsächlich vors Gericht, den Rest habe ich ziemlich schnell geschlichtet bekommen“, erzählt sie stolz. Sie bezeichnet sich selbst als bunten Hund und einen Menschen, der das Talent hat, Leute zu bequatschen. Ob im Büro oder beim kurzen, beschwichtigenden Plausch über den Gartenzaun – sie hatte mit ihrer Arbeitsweise fast immer Erfolg.



Nachbarschaft als Sorgegemeinschaft

Ein Gespräch mit Johanna Ickert. Geschrieben von Kel Petry.

Johanna Ickert, Filmemacherin und Neu-Oderbrüchlerin aus Berlin, empfängt uns im Garten des Losegehöfts, das sie mit ihrer Familie bewohnt. Sie betont: Das Oderbruch sei schon immer ein Ort gewesen, an dem sich Menschen neu angesiedelt haben – „ein regelrechter Hotspot der Migration.“ Von den Kolonisten des 18. Jahrhunderts über die Kinder von Künstlerinnen und Handwerkerinnen der 70er/80er Jahre bis zu heutigen Zuzüglern aus Berlin, Dresden oder Leipzig – Vielfalt gehöre hier seit jeher dazu.

Was ist Nachbarschaft? Nachbarschaft sind die praktischen Dinge, Eier holen, oder sich helfen, wenn ein Baum umgefallen ist oder Saatguttausch. Aber auch Pflanzen und Tiere. Nachbarschaft ist eine Sorgegemeinschaft.

Bei einem wöchentlichen Stammtisch in der ehemaligen Entenmastanlage „Duck Tec“ trifft sich ein fester Kern einmal in der Woche – dort steht auch Johanna hinterm Tresen. Auch in Altranft gibt es einen solchen Stammtisch, den „Sterngucker“. Das sind Nachbarschaftsgruppen – kein Freundeskreis. Johanna beobachtet auch, dass manche kaum über den eigenen Gartenzaun hinauskommen. „Der Radius bleibt dann oft klein, auf Familie und Grundstück beschränkt.“

Gerade im Oderbruch, wo es immer wieder um Themen wie Fischsterben, Energie- wende oder Bodenrechte geht, sei es wichtig, sich auszutauschen und aktiv zu werden. Oft gibt es Gespräche über Themen wie die anhaltende Trockenheit: „Mein Nachbar verbrennt öfters seine Gartenabfälle. Nachdem wir über Benjeshecken gesprochen haben, hat er neulich sein Schnittgut zu uns gebracht – daraus ist bei uns jetzt eine neue Benjeshecke entstanden. Das hat mich sehr gerührt, wie er mit einer Hängerladung voller Weidenzweige vor unserem Haus stand.“

Nachbarschaft kann aber auch anstrengend sein. Die politischen Verwerfungen der Gegenwart reichen bis in die nachbarschaftlichen Beziehungen und Kontakte. Wo ist die Grenze zwischen dem lokalen Energietisch und dem nächsten Wahlkampf? Wie hält man es aus, wenn der Nachbar die Dinge ganz anders sieht, als man selbst, ohne in Schweigen oder bloße Hinnahme zu verfallen? Johanna engagiert sich deshalb in mehreren, hier ansässigen Vereinen und Gruppen. Diese Initiativen und die freiwillige Feuerwehr leisten hier einen wichtigen Beitrag. Besonders der „Neusiedler-Abend“, ein regelmäßiges Treffen an wechselnden Orten, ist ein wichtiger Anlaufpunkt – hier kommen bis zu 30 Menschen zusammen, auch viele Neuzuzogene, die so leichter Fuß fassen. „Ohne Nachbarschaft sind keine Integrationsmechanismen vorhanden“.

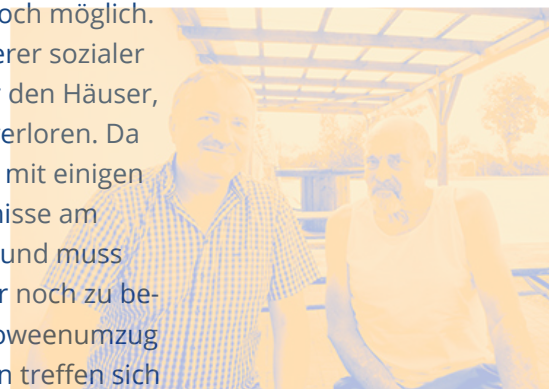


Vereine bringen zusammen

Ein Gespräch mit Gunnar Riffer und Axel Kranich. Geschrieben von Jasmin Falke.

Auf dem Fußballplatz des SV Hertha 23 treffen wir Gunnar Riffer, den Vorsitzenden des Vereins. Ohne Umschweife kommt er schnell auf die zentrale Bedeutung des Vereins für die Dorfgemeinschaft zu sprechen. Denn SV Hertha 23 ist mehr als nur ein Fußballverein: es werden auch Volleyball, Tischtennis, Handball und vieles mehr angeboten. Zudem glänzt der Verein mit einem starken Vereinsleben und bietet mit diversen Gemeinschaftsfahrten eine Vielzahl von Integrationsmöglichkeiten. Er sieht die Gemeinschaft in Neutrebbin als Selbstverständlichkeit, erkennt jedoch, dass der Zusammenhalt im Dorf von außen betrachtet ein aktives Bild vermittelt. Nach einigen Minuten kommt Axel Kranich über den Sportplatz auf uns zu und setzt sich interessiert mit an den Tisch. Der Verein ist auch für ihn eine Herzensangelegenheit, er fügt aber auch hinzu, dass die Gemeinschaft früher noch stärker ausgeprägt war. Beide erinnern sich an die drohende Hochwasserkatastrophe im Jahr 1997, bei der das Dorf Neutrebbin zeigte, wie stark der Zusammenhalt in Zeiten der größten Not sein kann.

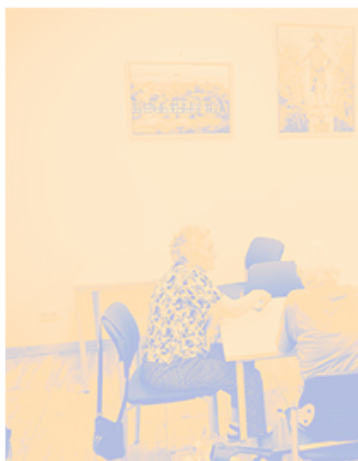
Eine sich zunehmend bemerkbar machende Anonymität sei indes kein Zufall. Viele große Betriebe im Dorf wurden geschlossen, sodass die Menschen nun häufiger zur Arbeit in die Stadt pendeln müssen. Spontane Treffen sind kaum noch möglich. Zudem wurde kürzlich der Supermarkt geschlossen, wodurch ein weiterer sozialer Treffpunkt wegfiel. Damit haben die Bewohner, neben den Bänken vor den Häusern, die einst zum Verweilen einluden, einen Ort regelmäßigen Austausch verloren. Da sie „festgestellt haben, dass sie sich zu selten sehen“ hat Gunnar Riffer mit einigen Freunden begonnen, gemeinsam Formel 1 zu schauen. Wer die Ergebnisse am besten tippt, bekommt einen von Nachbarn gebastelten Wanderpokal und muss eine Party veranstalten. Es hat sich etabliert, dass die Neutrebbiner nur noch zu besonderen Anlässen zusammen kommen, wie beim Dorffest, beim Halloweenumzug oder dem Weihnachtsmann-Moped-Corso. „Bei diesen Veranstaltungen treffen sich die Dorfbewohner, darunter auch die Ehemaligen und neuen Einwohner, auch mal außerhalb von Beerdigungen“, freuen sich Gunnar Riffer und Axel Kranich. Sie sind der Meinung, dass die Vereine von Neutrebbin einen guten Grundstein für die Integration in die Dorfgemeinschaft legen und für Neuzugänge die Türen offen stehen.



Zwischen zwei Spielrunden

Ein Gespräch beim Seniorentreff im Gemeindezentrum. Geschrieben von Lilly Lauterbach.

„Hier bin ich geboren, hier leb ich“, fasst eine ältere Neutrebbiner Dame die heitere Kartenspielerunde am Nachmittag im Gemeindezentrum zusammen. Neben dem regelmäßigen und nicht wegzudenkenden Friedhofsplausch kommt die ältere Generation hier jede Woche zusammen und vertreibt sich die Zeit mit Spiel und Austausch. Seit es die guten alten Holzbänke entlang der Dorfstraße nicht mehr gibt, ist es für sie schwer geworden, den alten Gewohnheiten nachzukommen und sich täglich auf den neusten Stand zu bringen. Stattdessen hat sich die Gepflogenheit entwickelt, den üblichen Gartenschnack übern Zaun zuweilen gegen Abend hin mit einem geselligen Abendbrot in altbekannter Runde zu ergänzen. Auch die Senioren merken, wie sich die Zeiten merklich geändert haben und ihr Freundeskreis sich langsam ausdünnert. Eine Frau pflichtet der Runde bei: „Ich kann ohne euch doch gar nicht mehr leben!“, was mit zustimmenden Blicken erwidert wird. Sie wissen, was sie voneinander haben. Als ein älterer Herr die Spielkarten neu zu mischen anfängt und mit einer präzisen Handbewegung austeilt, wissen wir, dass es nun Zeit ist, die Senioren ihrem Nachmittag zu überlassen.

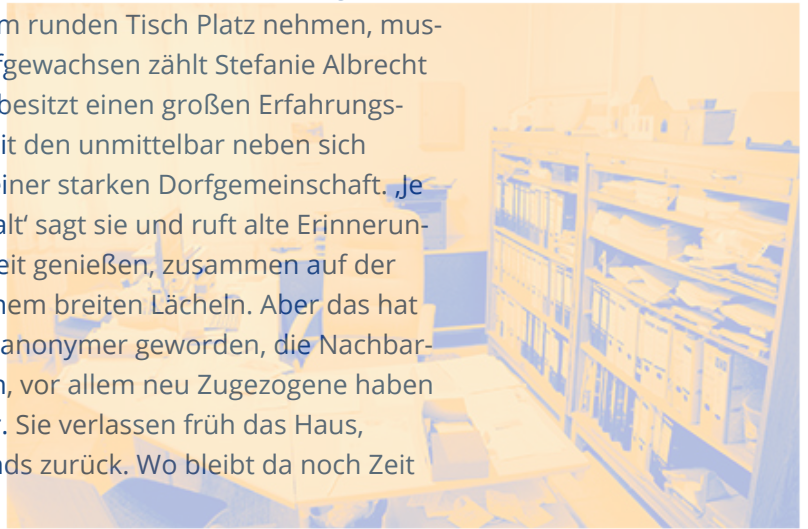


Man muss alles in Schwung halten

Ein Gespräch mit Stefanie Albrecht. Geschrieben von Lilly Lauterbach.

Neuttrebbin. Mit einer herzlichen Begrüßung empfangen uns Pfarrer Arno Leye und Stefanie Albrecht im kühlen Gemeindehaus, wo wir Schutz vor der sengenden Hochsommerhitze finden. Während wir an einem runden Tisch Platz nehmen, mustern wir uns neugierig. Im Ortsteil Altbarnim aufgewachsen zählt Stefanie Albrecht zum gebürtigen Urgestein von Neuttrebbin und besitzt einen großen Erfahrungsschatz. Nachbarschaft verbindet sie nicht nur mit den unmittelbar neben sich wohnenden Menschen, sondern vor allem mit einer starken Dorfgemeinschaft. „Je kleiner das Dorf, desto größer der Zusammenhalt“ sagt sie und ruft alte Erinnerungen ihrer Kindheit wach. Einfach raus und Freiheit genießen, zusammen auf der Straße spielen – egal was – beschreibt sie mit einem breiten Lächeln. Aber das hat sich geändert stellt sie fest. Heutzutage ist alles anonym geworden, die Nachbarschaft ist nicht mehr so intensiv, viele Menschen, vor allem neu Zugezogene haben mit sich zu tun und keine Zeit mehr füreinander. Sie verlassen früh das Haus, arbeiten außerhalb, kehren erschöpft spät abends zurück. Wo bleibt da noch Zeit für ein gutes Nachbarschaftsgespräch?

Und doch besteht nach wie vor unter den Alteingesessenen eine starke Verbindung, die so schnell nichts auflöst: Neben dem wöchentlichen Freitag-Abend-Treff teilen die Nachbarn gern. Stefanie beschreibt schmunzelnd mit völliger Selbstverständlichkeit: „Man verteilt immernoch was man im Garten zu viel hat und reicht'n Glas Marmelade übern Gartenzaun.“ Auch während des Hochwassers 1997 war völlig klar, dass das Dorf zusammenhält und sich gegenseitig geholfen wird. So schnell wie es auflebt, ebbt es auch wieder ab, aber man kann sich drauf verlassen. Trotzdem macht vor Neuttrebbin auch der Generations- und Strukturwechsel keinen Halt. Mit betrübtem Blick berichtet sie, dass die Beteiligung in der Kirchgemeinde stark abgenommen hat. Die Gemeindegarbeit besteht mittlerweile aus so viel bürokratischer Verwaltungsarbeit, dass der Pfarrer seiner eigentlichen Verantwortung gar nicht mehr nachkommen kann, für die Menschen da zu sein. Dennoch gibt es immerwieder Momente, wie das Dorffest, wo die Gemeinschaft aufblüht und zusammenkommt. Zwar ist die Feuerwehr nicht mehr da, doch dann hilft der Schäfer aus und bringt einen Wasserwagen vorbei. Obwohl die Dorfgemeinschaft nicht mehr so ist wie früher, wird die Nachbarschaft stets in Schwung gehalten.



Ungeschriebene Regeln

Ein Gespräch mit Thomas Auris. Geschrieben von Jasmin Falke, Lukas Nitsch, Lilly Lauterbach.

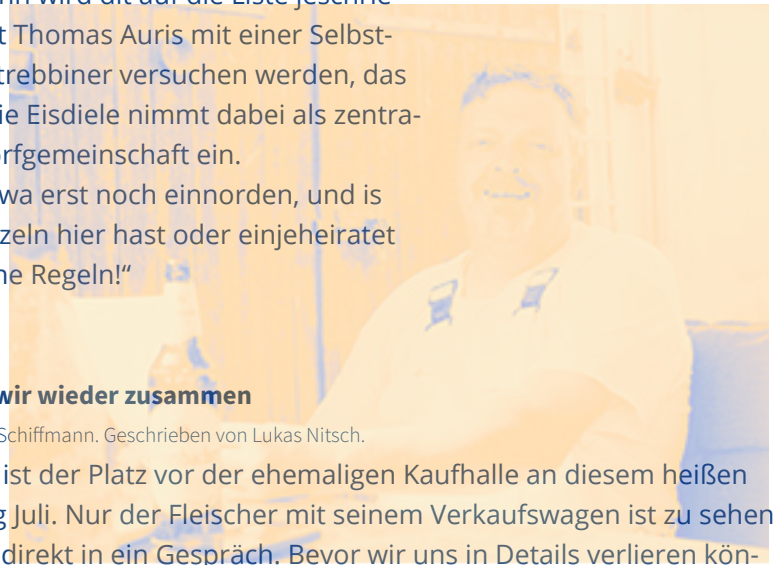
„Wenn es hart auf hart kommt, dann halten sie zusammen“, so beschreibt Fleischermeister Thomas Auris die Nachbarschaft im Dorf. „Janz schön heiß heute, wa?“ werden wir herzlich begrüßt. Nach einer kurzen Führung über sein Grundstück und einer Runde kühler Getränke merken wir schnell, dass hier Nachbarschaft durchs Geben gelebt wird. Dabei bezieht er sich immer wieder auf seine Nachbarin, welche mit ihrem hohen Alter zum Urgestein des Dorfes gehört. Er hilft ihr, wo er kann, kauft für sie ein, holt und wechselt ihr Geld, legt ihre Tabletten zurecht und am „Samstag stell ick ihr das Brötchen aufs Fensterbrett.“ Trocken stellt er fest: „Ick bin der Facility-Manager von nebenan und der andere Nachbar is der Järtner.“ Gerade mit den älteren Leuten im Dorf ist Thomas Auris ein respektvoller Umgang sehr wichtig. Er erwartet, dass die Menschen einander grüßen: „Die jüngere Generation grüßt die alte, da gibt's keine Frage“. Das gilt auch für die Zugezogenen, denn „wie man in den Wald ruft, so schallt es auch heraus“, sagt Auris. Seiner An-

sicht nach helfen sich die Dorfbewohner, wenn jemand ein Problem hat oder Hilfe braucht. „Nur mal eben ne Säge holen und zwei Stunden später kommt man mit ein paar Bier versorgt nach Hause.“ Das habe aber etwas nachgelassen: „Was die alten jesoffen haben, müssen die jungen ausschwitzen“, schiebt er nach.

Das letzte Mal richtig Zusammenhalt hat er 1997 bei der drohenden Hochwasserkatastrophe erlebt. Dort haben die Menschen alle an einem Strang gezogen und sich aufeinander verlassen. Er bedauert: „doch der Mensch vergisst sehr schnell, man geht schnell zu alten Gewohnheiten über.“

Nachdem die Kaufhalle vor kurzem geschlossen hat, ist sein mobiler Verkaufswagen einer der letzten sozialen Interaktionspunkte. Dort gibt es vor allem Fleisch- und Wurstwaren, aber auch andere Lebensmittel, wie Butter und Brötchen. „Und wenn jemand mal ne Taschenlampe braucht, dann wird dit auf die Liste jeschrieben und beim nächsten Mal mitgebracht“, erzählt Thomas Auris mit einer Selbstverständlichkeit. Für ihn steht fest, dass die Neutrebbiner versuchen werden, das Dorfleben so zu halten, dass jeder jedem hilft. Die Eisdielen nimmt dabei als zentraler Infopunkt eine entscheidende Rolle in der Dorfgemeinschaft ein.

Und was die Zugezogenen betrifft: „Die müssen wa erst noch einnorden, und is auch ejal, ob seit 50 Jahren. Wenn de keene Wurzeln hier hast oder einjeheiratet bist, bist de zujezogen. Dit sind hier ungeschriebne Regeln!“



Heute Abend sitzen wir wieder zusammen

Ein Gespräch mit Wolfgang Schiffmann. Geschrieben von Lukas Nitsch.

Fast menschenleer ist der Platz vor der ehemaligen Kaufhalle an diesem heißen Nachmittag, Anfang Juli. Nur der Fleischer mit seinem Verkaufswagen ist zu sehen und verwickelt uns direkt in ein Gespräch. Bevor wir uns in Details verlieren können, vertrösten wir uns auf den nächsten Tag und queren die gepflasterte Straße. Am Haus Nummer 109 angekommen suchen wir vergeblich nach einer Klingel und treten zögerlich durch das Hoftor. Auf der schattigen Terrasse werden wir bereits erwartet und freundlich hereingebeten.

Wolfgang Schiffmann, geboren 1937, ist ein Neutrebbiner Original. Einer, der alles weiß und den man alles fragen kann. Schnell merken wir, dass das Fragen überflüssig ist und stecken mitten in den Zeiten seiner Jugend. Als Kind des Krieges zählte er die in Neuhardenberg startenden Kampfflieger und registrierte so, wie viele von ihrem Einsatz nicht mehr zurückkehrten. Sichtlich berührt erzählt er von der Flucht aus seinem Heimatort und dem veränderten Dorfbild nach seiner Rückkehr. Nach der Heimkehr seines Vaters aus dem Krieg kam Hoffnung auf, doch nur zwei Jahre später wird sein Heimatdorf Opfer eines katastrophalen Hochwassers. Nur gemeinsam, als Dorfgemeinschaft, konnte sich Neutrebbin damals ganz langsam aus den Schatten der vergangenen Schicksalsjahre befreien.

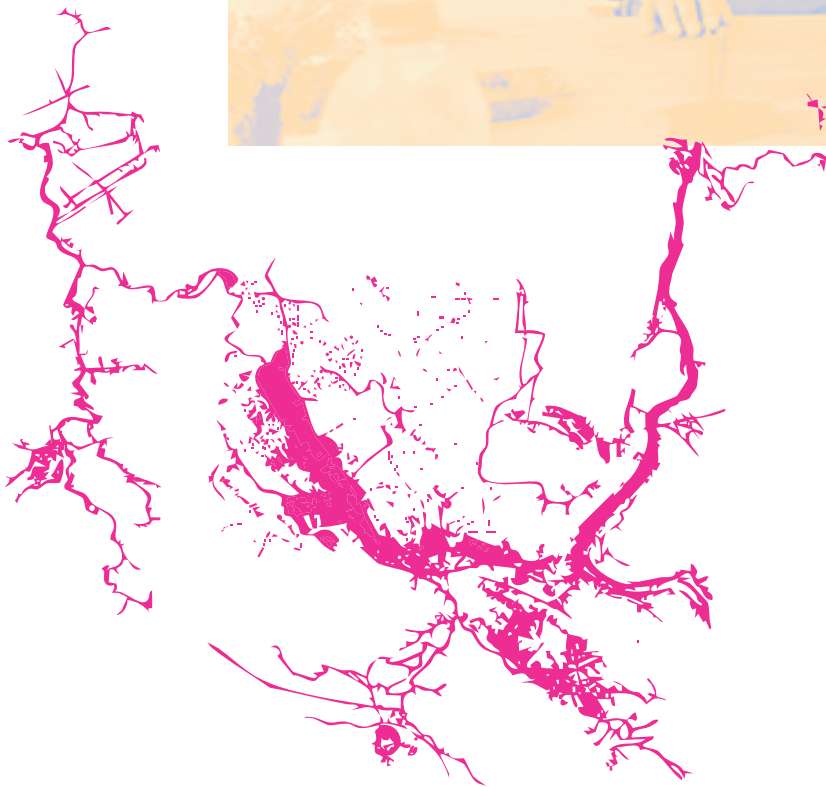
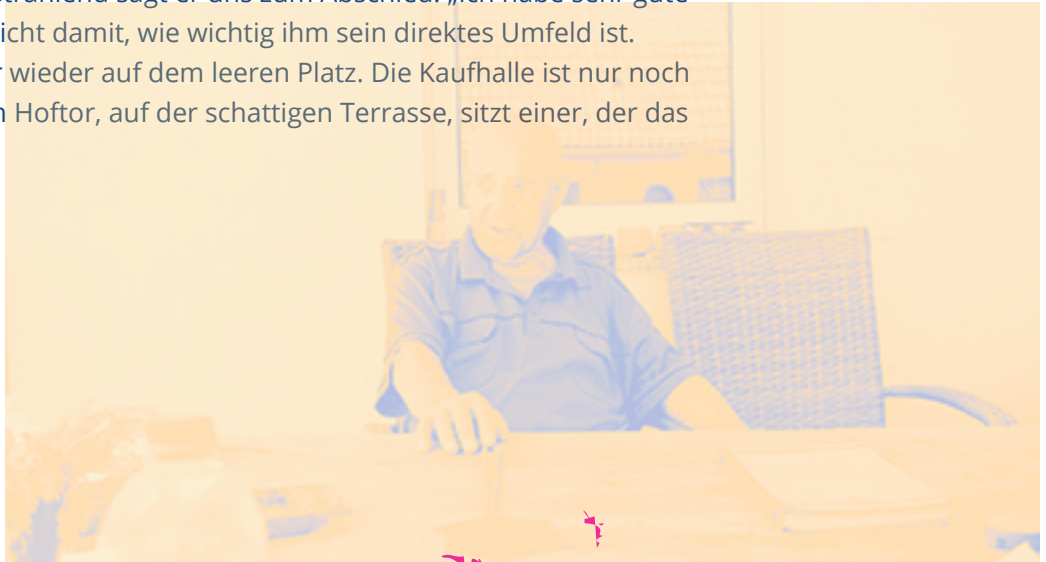
Früher gab es allgemein mehr Zusammenleben, meint Herr Schiffmann, „da stand vor jedem Haus ne Bank“. Dort habe man sich dann Abend für Abend getroffen. Ganz ohne Verabredung. Aber auch der Zusammenhalt war sichtbarer.

Zu DDR-Zeiten habe man sich geholfen, ohne wenn und aber. „Da gabs mal fünf Mark, wenn wa mitm Fahrrad über die Dörfer jefahren sind, um Dachrinnen anzuschrauben.“ Heute würden die Leute für nicht weniger als 50 Euro ihre Hilfe anbieten. Insgesamt gäbe es heute auch mehr Neid zwischen den Leuten. Für ihn war das früher undenkbar. Da gab es auch noch Manieren: Es war selbstverständlich, dass die Jugend zuerst grüßt, wenn man sich über den Weg gelaufen ist. Heute geriete das bei vielen in Vergessenheit.

Genauso wie der schnelle Dorfschnack auf der Straße: Dieser wird zunehmend



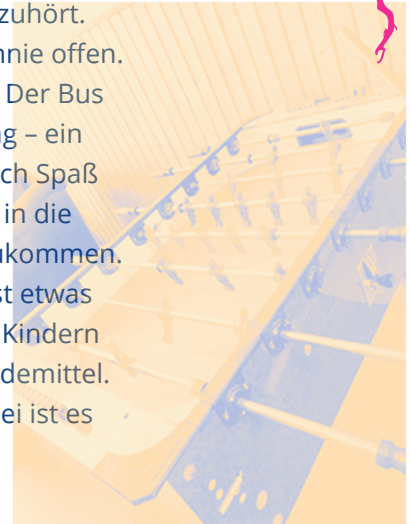
seltener, erzählt uns Herr Schiffmann, denn von seinen ehemaligen Mitschülern sind nur noch sechs am Leben. Dennoch trifft man sich - gerade der Friedhof sei ein guter Ort dafür. Er habe sogar extra beim Pfarrer beantragt, eine Bank vor dem Grab seiner Frau aufstellen zu dürfen. Dort finde nun regelmäßig Austausch statt. Auch wenn „heute jeder mehr für sich buddelt“ kommt bei einer Beerdigung das halbe Dorf zusammen. Dann spürt er auch wieder die Gemeinschaft im Dorf. Diese erlebt er heute aber auch an anderer Stelle. Seit es die Kaufhalle nicht mehr gibt, fahren die Nachbarn mit ihm einkaufen oder bringen mal was mit. Darüber hinaus lobt er das Zusammenleben mit seiner direkten Nachbarschaft. Diese trifft sich jeden Dienstag und Freitag. Dann wird geplaudert, Kuchen gegessen und mal ein Bier getrunken. Fast strahlend sagt er uns zum Abschied: „Ich habe sehr gute Nachbarn“ und unterstreicht damit, wie wichtig ihm sein direktes Umfeld ist. Zum Abschied stehen wir wieder auf dem leeren Platz. Die Kaufhalle ist nur noch Fassade. Aber hinter dem Hoftor, auf der schattigen Terrasse, sitzt einer, der das Dorf noch lebt.



Ein Strudel der Lebendigkeit

Ein Gespräch mit Sophie Fischer und Niklas Köppen. Geschrieben von Anni Rudolph.

Betritt man das Jugendhaus Wriezen des christlichen Vereins junger Menschen (CVJM) befindet man sich in einem Strudel der Lebendigkeit. Kinder unterschiedlichen Alters, die toben, lachen, Kartenspiele spielen, quatschen oder zocken. Im Gespräch mit Sophie Fischer und ihrem Kollegen Niklas Köppen wird deutlich, dass der christliche Verein mit seinen Werten und dem Vorleben eines sozialen Miteinanders eine wichtige Grundlage für das gemeinschaftliche Leben schafft. Werte, die auch für eine funktionierende Nachbarschaft nicht wegzudenken sind. Den Kindern wird im Jugendhaus ein Raum gegeben. Ein Raum nur für sie, indem sie sich frei und kreativ ausleben können. Ein Raum, wo sie aufgefangen werden, wo man zuhört. Dieser Raum steht allen Kindern und Jugendlichen, jeder Herkunft und Ethnie offen. Der „Blaue Bus“ ermöglicht dies auch den Kindern aus den Nachbarorten. Der Bus ist von Montag bis Freitag in verschiedenen Ortschaften unterwegs. Ein Tag – ein Ort. Durch ihn gelangen Spiele, Bücher, eine Rückzugsmöglichkeit aber auch Spaß und Aktion in die kleinen Gemeinden. Doch nicht nur das. Er bringt Leben in die Dörfer, in die Gemeinschaft, ist ein Anlass, rauszugehen und zusammenzukommen. Sophie beschreibt, wie neu Zugezogene mit ihren Familien zu Beginn meist etwas abseitsstehen. Doch mit der Zeit entstehen Freundschaften zwischen den Kindern und auch die Erwachsenen finden immer mehr Anschluss. Der Bus als Bindemittel. Der CVJM ist eine Begegnungsstätte, die im ländlichen Raum oft fehlt. Dabei ist es das, was Nachbarschaft braucht.



Nachbarschaft als Haltung

Gespräch mit Matthias Düntzsch. Geschrieben von Henryk Sabrautzki.

Der Optikerladen von Matthias Düntzsch in der Wriezener Innenstadt ist mehr als ein Geschäft. Gemeinsam mit seinem Bruder führt er das Familienunternehmen, das seit über 60 Jahren besteht. Wer den Raum betritt, spürt schnell, dass hier nicht allein das gute Sehen im Mittelpunkt steht, sondern vor allem der persönliche Kontakt. Für Düntzsch ist Nachbarschaft kein beiläufiger Begriff, sondern ein gelebter Wert, beruflich wie privat. Sein Berufsverständnis ist eng mit nachbarschaftlichem Denken verknüpft. Als Ladeninhaber in einer Kleinstadt ist er auf den täglichen Austausch angewiesen. Ein kurzer Gruß, ein Gespräch oder gegenseitige Hilfe versteht er als selbstverständliche Bestandteile eines verlässlichen Miteinanders. Gerade im Umgang mit benachbarten Geschäften ist ihm gegenseitige Unterstützung wichtig. Wer bei ihm einkauft, kann darauf zählen, dass er wiederum bei dem anderen Kunde ist. Dieses wechselseitige Handeln versteht er als gelebtes Prinzip und als Grundlage eines funktionierenden sozialen und wirtschaftlichen Miteinanders in der Stadt. Viele kommen nicht nur wegen einer neuen Brille, sondern auch mit Sorgen oder Gesprächsbedarf. Düntzsch begegnet ihnen mit Aufmerksamkeit und Respekt. Er hört zu, ohne zu bemitleiden, und schafft es mit seinem feinen, unaufdringlichen Humor, den Alltag für einen Moment leichter zu machen. Diese Form der Begegnung auf Augenhöhe versteht er als wesentlichen Bestandteil von Nachbarschaft. Auch im Privaten lebt er diese Haltung. So bekam er von Bekannten ein paar Hühner geschenkt. Die unerwartete Idee erwies sich mit der Zeit als bereichernd. Inzwischen gehören die Tiere fest zu seinem Alltag. Die frischen Eier verschenkt er gern an Nachbarn. Für ihn ist das eine einfache, aber wirkungsvolle Geste, mit der man Freude bereiten, ins Gespräch kommen und zeigen kann, dass man aneinander denkt. Hühner, sagt er schmunzelnd, verbinden. Mit zunehmender Sorge betrachtet Düntzsch den Leerstand in der Innenstadt.



Damit gehe vor allem der Verlust alltäglicher Begegnungsorte einher. Wenn Geschäfte geschlossen bleiben, fehlen Gelegenheiten für Gespräche, spontane Austausch und menschliche Nähe. Dies führt aus seiner Sicht unweigerlich zu wachsender Vereinsamung und einer Schwächung des sozialen Netzes.

Auch in den umliegenden Dörfern beobachtet er einen Wandel, der das nachbarschaftliche Gefüge verändert. Viele der früher bewirtschafteten Bauernhöfe existieren nicht mehr. Ein Teil wurde in den letzten Jahren an Menschen aus dem Berliner Raum verkauft, welche diese häufig als Feriendomizile nutzen. Obwohl das nicht auf alle Höfe zutrifft, sei der Effekt spürbar. Wo dauerhaftes Leben fehlt, kann keine stabile Nachbarschaft entstehen, und die dörfliche Identität beginnt sich zu verändern. Für Düntzsch bedeutet funktionierende Nachbarschaft, sich einzubringen – unabhängig von Alter, Herkunft oder Meinung. Entscheidend ist gegenseitiger Respekt und die Anerkennung von Engagement, auch wenn man nicht in allem übereinstimmt. Wer sich engagiert, verdient Wertschätzung. Nachbarschaft heißt auch, Unterschiede auszuhalten. Seine Haltung zeigt sich nicht nur im Gespräch, sondern auch im Ehrenamt: in der Kirche, im Orchester und früher in der Kommunalpolitik. Für ihn beginnt Verantwortung dort, wo Menschen nicht nur wohnen, sondern zum Zusammenhalt beitragen.



Kindergarten für Rentner

Ein Gespräch mit Dagmar Grzona. Geschrieben von Uta Steinardt.

Mehr als 30 Jahre ihres Lebens hat Dagmar Grzona dem Wriezener Seniorenentwurf „Plauderstübchen“ gewidmet, ihn 21 Jahre geleitet. Der gemeinnützige Förderverein Spital St. Marien zählte seit seiner Gründung nie weniger als 120 Mitglieder und unterbreitet montags bis freitags vielfältige Angebote für Senioren und Vorruheständler, die vom Kartenspielen über Handarbeit und Tanz bis hin zum monatlichen „Gastspiel“ der Kita reichen.

In dieser Zeit hat sie ein sehr enges Verhältnis zu den Senioren aufgebaut, von denen einige im altersgerecht sanierten Neubaublock nebenan wohnen. Durch Mund-zu-Mund-Propaganda sind die Angebote weiterhin gut nachgefragt und haben auch die Corona-Zwangspause gut überstanden. Auch ältere Menschen, die in den Bruchdörfern ihre Häuser und Grundstücke verkauft und nach Wriezen gezogen sind, kommen dort zusammen, um sich auszutauschen. „In Wriezen müsste keiner vereinsamen“, sagt Dagmar Grzona. Am wichtigsten sei, miteinander zu reden. Seit Anfang dieses Jahres ist sie nun im Ruhestand. So richtig genießen kann sie ihn (noch) nicht. Es fällt ihr schwer, von der jahrzehntelangen Arbeit loszulassen. Im Moment ist die Trennung für sie noch zu frisch, als dass sie nun selbst dem Plauderstübchen regelmäßig einen Besuch abstattet. Aber im kommenden Winter wird sie wohl beim Hobby-Treff am Dienstag zu finden sein.

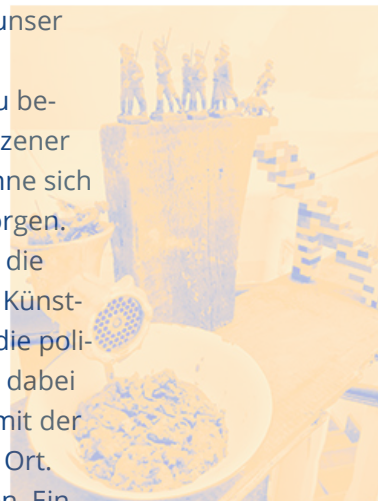
Zu Hause hat sie nun Zeit, die Beziehungen in ihrer Nachbarschaft zu pflegen, die ihr sehr wichtig ist. Schließlich wohnt sie seit 63 Jahren am gleich Ort. Wriezen ist heute eine Schlafstadt geworden: Die Leute fahren früh morgens zur Arbeit nach Berlin, Eberswalde oder Strausberg und kommen erst spät abends zurück. Sie erinnert sich gern an die Zeit, in denen sie gemeinsam mit den Nachbarn aus der Straße Silberhochzeiten oder Jugendweihen gefeiert haben. Die Nachbarschaftshilfe ist bis heute lebendig: Der eine hat einen Brunnen, der anderen einen Pool. Da wird dann mal schnell der Schlauch über den Zaun gehangen. Rasenmäher werden ausgetauscht, Pakete angenommen und nach Oma geschaut, wenn man im Urlaub ist.

Zugezogener Tatendrang

Ein Gespräch mit Steffen Blunk. Geschrieben von Luise Unser.

Ein Besuch in der Villa Blunk gelingt auf zwei Wegen - entweder auf gut Glück klingeln oder vorher anrufen. Wir haben einen Termin. Anne lässt uns in die kühlen Räume des alten Pfarrhauses. Auf dem bequemen Sofa, umgeben von Bildern der aktuellen Ausstellung und mit Erdbeerwasser in den Gläsern, beginnen wir unser Gespräch mit Ehemann und Künstler Steffen.

Als Zugezogener berichtet er von seiner Energie und seinem Wunsch, was zu bewegen, in Wriezen etwas zu verändern. Mit der Gründung der Initiative Wriezener Bahn e.V. und dem Ortsverband BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN haben er und Anne sich klar positioniert. Der Tatendrang könne aber auch für den Schuss ins Aus sorgen. Zu den Festen gehe er schon länger nicht mehr. Keine Lust auf das Fest und die Leute. Vermissen tut er dabei nichts. Sein Alltag spielt sich woanders ab. Als Künstler hat er immer mit der Öffentlichkeit zu tun und ohne die Kunst würde er die politische Situation in seiner Nachbarschaft nicht aushalten können. Die Villa ist dabei einer seiner Kanäle für den Austausch, und seine jährlichen Kunstprojekte mit der Schule sind Ausdruck seines Engagements für ein kreatives Miteinander vor Ort. Für Steffen ist Nachbarschaft – anders als frei gewählte Freunde – erzwungen. Ein Verstehen auf distanzierte Art. Gute Nachbarschaft lässt sich in Ruhe und hilft sich, wenn es drauf ankommt. Tolle Nachbarschaft trifft sich mit dem Gartenzaun in der Mitte auf ein Bier. Der Zaun darf dabei gerne bleiben.



Nachbarschaft darf groß sein

Ein Gespräch mit Ulf-Michael Stumpe. Geschrieben von Anni Rudolph.

Früher galt die Nachbarschaft als selbstverständlich. Was einst Normalität war, wird immer mehr zur Ausnahme: eine freundliche Begrüßung, ein offenes Ohr oder auch gegenseitige Hilfe. Dabei ist Nachbarschaft mehr als nur räumliche Nähe. Sie umfasst Mensch, Tier, Natur, Kultur – unser gesamtes Umfeld. Sie kann über die Ländergrenze hinaus gehen. Nachbarschaft zeichnet sie sich durch Vielfältigkeit, aber auch gemeinsame Normen und Werte aus. Man hilft sich, wo man kann. Es geht ums „Schawuppeln“ – gemeinsam etwas erreichen. Dieses Prinzip sei nicht monetär aufzuwiegen. Jeder gibt, was er kann und wozu er fähig ist.

Heute zerbröselte der Zusammenhalt zusehends, obwohl er eigentlich den Anker einer Gesellschaft ausmacht. Gemeinsame Werte und Umgangsformen gehen verloren. Ulf-Michael Stumpe beschreibt die aktuelle Situation als eine maximale Welle des Hasses. Die zunehmende verbale und physische Gewalt sei das Zeichen einer versagenden Nachbarschaft und Gesellschaft. Um dem entgegenzuwirken, hilft nur eins: selbst aktiv werden und sich einbringen. Die Nachbarschaft mitgestalten. Gemeinsame Aktivitäten planen, Räume schaffen, um zusammenzukommen. Gerade aus der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen im Volleyballverein schöpft er Zuversicht. Hier ermöglicht er jungen Menschen, ein Team zu bilden, ein vernünftiges Miteinander zu lernen und Gemeinschaft zu erfahren. Sein Bekenntnis zur Heimat ist trotz der Schwierigkeiten da. Er beschreibt sich schmunzelnd als „Heimscheißer“, jemand, der seine Heimat liebt, sich verantwortlich fühlt und etwas bewegen will. Nachbarschaft darf groß sein. Sie kann verbinden oder spalten. Sie kann Schutz bieten oder ausgrenzen. Es liegt in der Verantwortung jedes einzelnen, ob sie ein Ort des Miteinanders bleibt oder vielleicht zu etwas wird, was immer mehr verloren geht. Doch solange es Menschen gibt, die sich aktiv für die Nachbarschaft, für die Gemeinschaft und somit auch Gesellschaft einsetzen, bleibt Platz für Zuversicht.



Jeder sollte sich um eine gute Nachbarschaft bemühen!

Ein Gespräch mit Bürgermeister Karsten Ilm. Geschrieben von Philip Karnatz.

Wir sind soziale Wesen. Wir brauchen einander und leben in der Nachbarschaft. Doch was ist diese Nachbarschaft? Wo ist sie – wo fängt diese an und wo hört Sie auf. Ist es der Wohnblock, die Straße, das Viertel? Oder doch die gesamte Stadt, die Region oder gar international?

Die Nachbarschaft kann man nicht abgrenzen; sie hat keine klare Grenze, und die folgende Geschichte ist eine vom Neuankommen, vom Kennenlernen einer neuen Nachbarschaft und vom Gestalten.

Die Familie Ilm zieht Anfang der 00'er Jahre in das Oderbruch – eine Region, welche seit Jahrhunderten von Zuzug und Abwanderung geprägt ist. Doch jeder neue Zuzug ist eine eigene Herausforderung – für die Zugezogenen, aber auch für die „Einheimischen“. Herr Ilm arbeitet anfangs für einige Jahre im Ausland – ein anderer Kontinent, andere Kulturen. Währenddessen legt seine Frau einen neuen Grundstein. Lernt die Nachbarschaft kennen.

Trotz der Unterschiedlichkeit lernt Herr Ilm auch auf der anderen Seite der Welt etwas über das Ankommen in einer Nachbarschaft. Es ist wichtig, erst einmal die vorhandenen Strukturen und die Menschen kennenzulernen. Jeder Einzelne hat unterschiedliche Erwartungshaltungen. Die meisten Menschen vor Ort sind offen, wollen aber nicht, dass ihre Strukturen sofort geändert werden. Neue Ideen und Veränderungen brauchen Zeit und ein Miteinander.

Eine Nachbarschaft besteht aus verschiedenen Ebenen. Die formelle – institutionelle Ebene z.B. die Stadtverwaltung, das Schiedsgericht und die Politik. Die Politik regelt die Nachbarschaft, sie ist Aushandlungsort verschiedener nachbarschaftlicher Belange. Die informelle Ebene ist die zwischen den Einzelnen. Die Grundlage hierbei ist eine friedliche Koexistenz. Von dieser Grundlage aus muss ein Gemeinschaftsgefühl erarbeitet werden. Hierbei sind Kirchen, Vereine, aber auch jeder Einzelne wichtig. So darf auch der kleinste Plausch über den Gartenzaun nicht unterschätzt werden. Er ist ein Ausdruck von Anerkennung.

Eine Nachbarschaft muss gestaltet werden – sie ist etwas Aktives, wozu man Unterstützung braucht. Für diese Gestaltung sind die alte und junge Generation wichtig. Die Jüngeren sind aufeinander angewiesen und daher ist das Gemeinschaftsgefühl oft stärker ausgeprägt. Wer sich im Alter erst einmal etwas aufgebaut hat, möchte es schützen. Daher geht es nicht um das Blinde zerstören von Strukturen, sondern um das gemeinsame Aushandeln und Gestalten. Eine Nachbarschaft ist Diplomatie.



Menschen eine Freude machen

Ein Gespräch mit Gastronom Lucky. Geschrieben von Alma Schirm, Darion Pölzer, Fabian Bestmann, Henrieke Mietzelfeld.

Nach 10 min Warten setzt sich Lucky zu uns auf die Terrasse seines Lokals. Er musste noch das Fleisch vorbereiten. Es sind 35 Grad im Schatten, wir bekommen zwei Flaschen Wasser angeboten, während er über seine Eindrücke in der Nachbarschaft erzählt. Lucky übernahm vor einem Jahr die Gaststätte und lädt seither die Lebuser auf eine kulinarische Reise ein. Seit 30 Jahren lebt er inzwischen in Deutschland. Er spricht europäisch, sagt er. Das gegenseitige Grüßen ist für ihn ein Geschenk, auch wenn es in Lebus nicht immer stattfindet. Immer noch fühlt er sich fremd hier, und er glaubt auch nicht, dass sich das ändert.

Rasenmähen am Sonntag

Ein Gespräch mit Sven, Klaus, Otto, Hans Jörg und Manfred. Geschrieben von Henrike Mietzelfeld.

Wir trafen Sven (Vorstandsvorsitzender), Klaus (zugezogene Pflegeheims-Leitung in Rente), Otto Christof (Adonisröschenschützer), Hans Jörg (Kriminalist) und Manfred (Ortschronist im Haus Lebuser Land), zwischen tierischen Exponaten und Fotografien. Sie sind Mitglieder des Heimatvereins Lebus e.V. und sprachen mit uns über Nachbarschaftskonflikte. Meist geht es um bellende Hunde, streunende Katzen, überhängende Bäume und das Rasenmähen an Sonntagen. Einigkeit besteht darin, dass sonntägliches Baggern okay ist – sofern man unter der Woche keine Zeit hat und vorher Bescheid sagt. Streit gibt es hingegen um sogenannte „Mundpropaganda-Gesetze“, etwa wer für einen 1,80 m hohen Zaun zuständig ist. So eskalierte ein Fall, als ein Nachbar sich einen Hund anschaffte und vom rechten Nachbarn den Zaun forderte – der jedoch die Verantwortung ablehnte. Zudem spaltet die Bürgermeisterfrage die Nachbarschaft in zwei Lager: Auf der einen Seite steht der amtierende Bürgermeister, auf der anderen sein Herausforderer. Diese Spannungen erschweren auch die Organisation gemeinsamer Veranstaltungen in Lebus – besonders mit Blick auf das bevorstehende 800-jährige Jubiläum im kommenden Jahr.

Wo man sich trifft Wo Nachbarschaft gelingt

Ein Gespräch mit Sven Hübscher. Geschrieben von Alma Schirm.

„Nachbarschaft muss immer wieder neu erfunden werden“, so Sven, Vorsitzender des Lebuser Heimatvereins. Neu gedacht werden müssen auch jährlich die diversen Feste, in deren Rahmen sich das nachbarschaftliche Gefühl zelebrieren lässt. Darunter fallen in Lebus diverse Straßenfeste oder die Sommernacht, die vor einiger Zeit stattgefunden hat. Trotz des großen Anklangs, den solche Veranstaltungen finden, ist man sich einig, dass es immer Leute brauche, die die Menschen mitziehen, ansonsten funktioniert es nicht. Solch engagierte Menschen kommen selten vor, aber es gibt sie. So trifft sich die Lebuser Nachbarschaft nicht nur bei Festen, auch die regelmäßige Beräumung der Gebüsche auf den Oderhängen, die sonst die Adonisröschen verdrängen würden, bietet engagierten Personen aus diversen Vereinen einen Raum für Begegnung und Austausch. Doch der mit Abstand beliebteste Treffpunkt für ein Gemeinschaftsgefühl ist die urige Kneipe im Nachbardorf Schönfließ. Das sei noch eine richtige Kneipe – dort träfe sich alles. Aber auch im Kleinen entsteht das wichtige Gefühl von Gemeinschaft unter Nachbarn. So passen die Mitglieder gegenseitig auf die Nachbarskinder auf oder haben einen Blick auf die Handwerker im Haus nebenan.

Auf dem Schlossberg wird nicht geseelt

Gespräch mit Petra Schwarz. Geschrieben von Darion Pölzer.

Früher ist früher, heute ist heute. Diesen Satz hören wir in unserem Gespräch im kleinen Saal im Kulturhaus Lebus immer wieder. Petra erzählt mit funkelnden Augen von ihrer Nachbarschaft auf dem Schlossberg. Neu Zugezogene werden direkt in die Gemeinschaft integriert. Falls es doch mal zu Streitigkeiten kommt, sind die Konfliktpunkte Unkraut, laute Kinder und jaulende Hunde. Lösungen werden dann aber schnell bei einem gemeinsamen Getränk gefunden. Generell gilt auf dem Schlossberg: Wer meckert, dem wird Wind aus den Segeln genommen.

Der BW Lebus, mehr als nur kicken

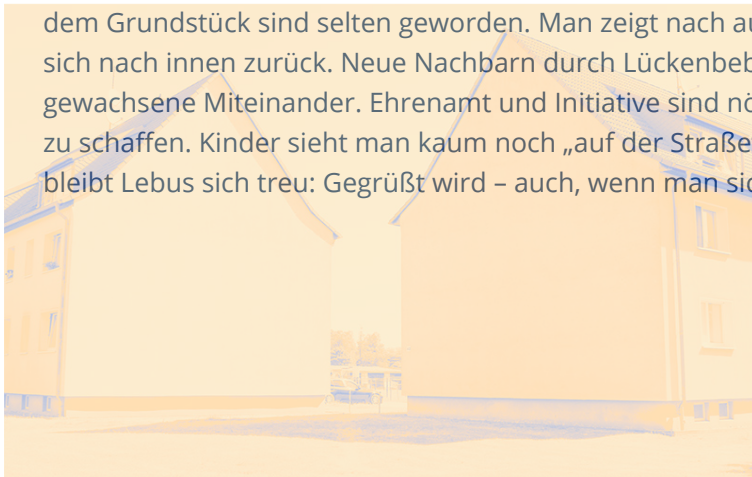
Ein Gespräch mit Herr Lehmann. Geschrieben von Alma Schirm, Darion Pölzer, Henrieke Mietzelfeld

Fußball, Skaten, Baggern – im Sportverein Blau-Weiß Lebus legt man viel Wert auf Nachbarschaft. Man hilft sich untereinander, sei es die pensionierte Nachbarin, die bei Veranstaltungen mithilft oder der Baubetrieb nebenan, der seinen Bagger ausleiht. Auch die Zusammenarbeit mit anderen Vereinen funktioniert. So veranstaltet die Freiwillige Feuerwehr das jährliche Maifeuer auf dem Sportgelände, welches auch bei der Jugend beliebt ist und die Kinder einer polnischen Partnergemeinde fegen einmal wöchentlich mit ihren Skateboards über den Skatepark vom Sportplatz. Auch die Lebuser Jugendmannschaften fahren einmal jährlich ins Nachbarland zum Trainingslager. Das gemeinsame Spiel schafft Nachbarschaft und Gemeinschaft über den Gartenzaun hinaus.

Wende als Bruch

Ein Gespräch mit dem Heimatverein. Geschrieben von Fabian Bestmann.

Im Heimatverein wusste man viel über die unterschiedlichen Nachbarschaftsgefühle zu berichten – über jene von früher und die von heute. Mit „früher“ ist die Zeit vor der Wende gemeint; die heutige Entwicklung nahm ihren Anfang mit dem Mauerfall. Die Atmosphäre im Ort wurde als familiär und „anheimelnd“ beschrieben. Man begegnete sich, sprach miteinander, das Leben fand spürbar in den Straßen statt. Arbeit spielte dabei eine zentrale Rolle. Viele waren in LPG und VEG tätig, teilten Arbeitswege und Erfahrungen. Man verstand einander, half einander – jeder brachte seine individuellen Stärken ein. Konflikte gab es, doch sie wurden dank größerer Kommunikationsbereitschaft auf niedrigem Niveau gelöst. Heute ist vieles anders. Die meisten pendeln mit dem Auto, Gespräche bleiben aus. Roboter übernehmen Gartenarbeit, Kirschen verfaulen unberührt. Nutztiere auf dem Grundstück sind selten geworden. Man zeigt nach außen, was man hat, zieht sich nach innen zurück. Neue Nachbarn durch Lückenbebauung erschwerten das gewachsene Miteinander. Ehrenamt und Initiative sind nötig, um Verbindung neu zu schaffen. Kinder sieht man kaum noch „auf der Straße“. Doch in einem Punkt bleibt Lebus sich treu: Gegrüßt wird – auch, wenn man sich nicht kennt.



Eine Sammlung aus der Sommerakademie 2025.



Design und Layout von Luise Unser und Ronja Lehmkuhl.